



Der Ursprung des Täuferturns

Nach dem Ja des Rats von Zürich zur Reformation im Oktober 1523 öffnete sich eine Kluft zwischen Zwingli und seinen eifrigsten Anhängern. Sie drängten auf eine rasche Umsetzung der Beschlüsse und strebten eine staatsfreie Kirche an. Der Reformationhistoriker Michael Baumann zeichnet den Bruch nach und fragt, welche Chance im Vorgehen gegen die Täufer vertan wurde.

War 1523 das Jahr, in dem sich Zürich tatsächlich zur Reformation entschloss, so könnte man 1524 als Jahr der verkannten Chance bezeichnen. Denn schon mit der zweiten Zürcher Disputation im Oktober 1523 wurde klar, dass die bibeltreuen, radikalen Unterstützer der reformatorischen Ideen sich gegenüber dem Zürcher Rat und Zwingli nicht durchsetzen würden. Wie konnte es so rasch so weit kommen?

Sehnen nach Erneuerung

Die reformatorisch gesinnten Bürger und Pfarrer sowie die späteren Täufer einte vermutlich viel mehr, als sie sich bewusst waren. Zum einen verband sie, dass sie zusammen in einer spätmittelalterlichen Renaissancekultur aufgewachsen waren. Zum einen waren Bildung und die Fähigkeit zu lesen viel mehr verbreitet. Bürger wie Landbevölkerung, Adel wie Klerus begannen nicht nur die Bibel und die Heiligenlegenden zu lesen, sondern sich auch ganz konkret Fragen zu stellen. Die Sehnsucht nach einer Kirche und einem Glauben, die der Heiligen Schrift entsprachen, einte sie und stellte die herkömmlichen Kirchenbräuche in Frage.

Zudem gab es Autonomiebestrebungen in Städten und in Landgemeinden. Steuerfragen und Abgaben, aber auch Fronpflichten und überlieferte Privilegien wurden hinterfragt. Nach den Burgunderkriegen waren auch die politischen Machtverhältnisse in Bewegung geraten. Es gab nicht nur Kaiser und Reich. Die Städte und eidgenössischen Orte lavierten zwischen den Machtzentren (Frankreich, Venedig, Mailand, italienische

Fürsten und Allianzen, oberdeutsche Adelsfamilien). In religiöser Hinsicht wusste man Bescheid über die gescheiterten Konzilien; man kannte die bibeltreuen Gruppierungen in Böhmen und Mähren sowie die Savoyischen Waldenser.

Grundfragen brechen in der Kirche auf

Dass gerade die Kirche anders sein konnte und sein müsste, war eine weit verbreitete Meinung. Die radikalen Überzeugungen der Täufer waren also nicht eigentlich ein Sonderweg, sondern entsprangen einem weithin geteilten Verlangen nach Reformen. Gleichzeitig war die Kirche weit mehr als nur eine Glaubenssache. Sie war ein kultureller Raum, in dem ein ganzes Weltgefühl und eine

Stadtschützen lösen am Sonntag 5. September 1574 eine nächtliche Versammlung nördlich von Zürich auf und führen die beiden Leiter ab.



Haltung zur Sprache kamen. In der Kirche äusserte sich, was sonst nicht diskutiert werden konnte: die Frage nach der Freiheit und Verantwortung des Einzelnen, aber auch die Frage nach universalen Rechten und Pflichten. So erstaunt es nicht, dass mit der Forderung, sich unbedingt an die Schrift zu halten, nicht einfach eine intellektuelle oder eine Bekenntnisfrage losgetreten, sondern auch der Zusammenhalt der Gesellschaft zum Thema wurde.

Fakt ist, dass dieser Prozess Zwingli und der Zürcher Obrigkeit bald entglitt. Ging es bis 1523 um die Predigt und die Messe, so kamen damit quasi durch die Hintertüre weitere Fragen auf: nach dem Wesen der wahren Kirche, nach der individuellen Verantwortung und dem Verhalten des Einzelnen, nach dem Recht der Obrigkeit sowie nach der Legitimation von Zins und Steuern, Kriegsdienst und Untertaneneid. Für die bibelorientierten, entschiedenen Verfechter der Reform waren diese zentralen Punkte letztlich nicht verhandelbar. Es ging um die sichtbare Gestalt der Kirche als Gemeinschaft derer, die sich vom Evangelium bestimmen lassen wollten.

Die Frage lautete in den 1520er Jahren: Wenn unbedingt dem Evangelium zu folgen ist und dieses wieder entdeckt werden muss, wo kommt der Prozess zum Schluss, wenn die Kirche der Raum ist, in dem sich das Leben der Gemeinschaft abspielt? Wenn Kirche und Gesellschaft eine Einheit bilden und bilden sollen?



Michael Baumann, Dr. theol., ist Pfarrer in Wiesendangen und Mitglied der Kirchensynode.

Dies macht aus heutiger Perspektive die unerhörte Schwierigkeit aus, sich der Dynamik jener Jahre bewusst zu werden. Seit der Aufklärung im 18. Jahrhundert weisen die individuelle Überzeugung sowie der private Glaube auf der einen Seite und die objektive Wirklichkeit auf der anderen Seite je länger je weniger Schnittstellen auf. Zur Zeit der Reformation aber waren Kirche, Staat, Gesellschaft und

Familie de facto wie konzentrische Kreise übereinandergelegt.

Erlösung des Einzelnen für eine erneuerte Gesellschaft

Es ging auch bei den Täufern nie nur um die eigene Überzeugung, um das Erweckt-Werden durch den Heiligen Geist oder um die persönliche Beziehung zu Christus. Vielmehr war der dem einzelnen Menschen geschenkte Glaube die Kraft, die automatisch in Familie, Beruf, Stand und Alltag ausstrahlte. Das kann man in den Schriften des vielleicht intellektuellsten Täufers, des Waldshuter Reformators und Pfarrers Balthasar Hubmaier nachlesen.

Es wäre falsch, den Täufern und Radikalen zu unterstellen, sie hätten je einzeln Gott oder Jesus entdeckt und sich mit der Erkenntnis fromm absondern wollen. Im Gegenteil: Sie waren völlig davon überzeugt, dass Gott sich ihnen als sündiger Einzelwesen erbarmte und sich ihnen zeigte, damit von ihnen nach biblischem Vorbild die Saat gesät werden konnte. Nicht die Suche nach individuellem Ergriffen-Werden durch den Heiligen Geist war das Ziel, sondern das Erlöst-Sein von Sünde, die völlig real und bedrohlich erlebt wurde. Ebenso real war das Erlebnis der Rettung, das zu einer neuen Gesellschaft führen sollte. Darum heisst es: *«Aus Gnaden ergrünet in Christo.»*

«Der Geist Gottes urteilt»

Das zeigt sich prototypisch am ereignisreichen Jahr 1524. Denn aus Sicht der später so genannten Taufgesinnten und Radikalen war völlig klar, dass in all den Auseinandersetzungen nur Christi Geist am Wirken sein konnte, der nun endlich wieder Raum zum Wirken bekam. Jedes Einschreiten dagegen musste falsch sein.

Ging es zuerst um die Abschaffung der Messe, so äusserte der radikale Pfarrer von Höngg Simon Stumpf schon nach der eingangs erwähnten zweiten Zürcher Disputation, dass jedes weitere Hinausschieben von Reformmassnahmen von Gottes Geist nur verurteilt werden könne: «Gebt das Urteil nicht der Obrigkeit in die Hand, denn das Urteil ist schon gefällt! Der Geist Gottes urteilt. Wenn meine Herren fälschlicherweise die Messe nicht abschaffen und damit gegen Gottes Geist

urteilen, so will ich Christus um seinen Geist bitten und werde dagegen lehren und handeln!»

Der ganze Konflikt tritt hier hervor: Ein biblischer Radikalismus, der für die Reformation zur Unzeit kam. Dass die Reformation selbst politisch wie kirchlich gefährdet war, leuchtet ein. Bis in die 1530er Jahre, im Reich selbst bis 1555, suchten ihre Gegner die Freiheit des Evangeliums mit Gewalt rückgängig zu machen.

Zudem drohte mit den Bauernunruhen eine unglückliche Verquickung: Sozial berechtigte Anliegen, politische Forderungen nach Unabhängigkeit und Mitbestimmung auch der Landbevölkerung, das Abschaffen der größten rechtlichen Unrechtsverhältnisse, aber auch spirituell überschüssende Einzelfiguren wie Thomas Müntzer ergaben eine explosive Mischung. Schnell wurden die Anliegen der Taufgesinnten falsch verstanden und man entledigte sich der Verfechter, ohne sie selbst zu erörtern.

Taufe - und ein neuer Lebenswandel

Im Sommer 1524 weigerten sich Eltern in Witikon und Zollikon erstmals, ihre Kinder gleich nach der Geburt taufen zu lassen. In ersten

Hausgemeinden wollte man Abendmahl und Taufe nach dem Vorbild Jesu feiern, das Leben ganz auf Christi Predigt ausrichten. Der Zürcher Rat verfuhr in diesem Jahr noch relativ mild mit den Taufgesinnten: Er beließ es bei Ermahnungen und einzelnen Verhaftungen.



Jagd im Wald: Auf das Gebot, Säuglinge taufen zu lassen, und das Verbot der Glaubenstaufe folgten Massnahmen gegen Täuferversammlungen.

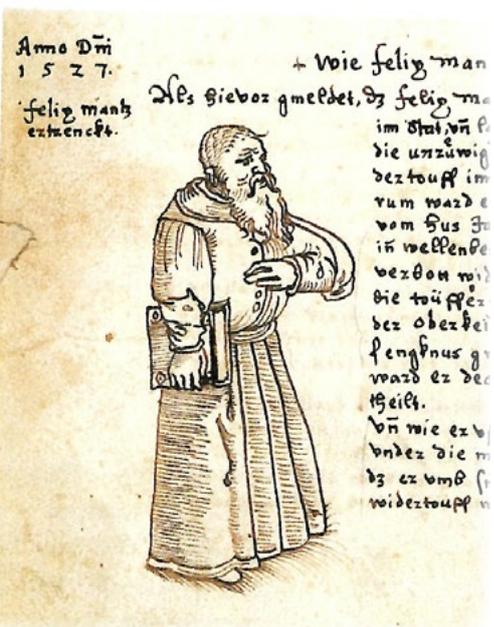
Im Dezember 1524 wandte sich Felix Manz (1500-1527) direkt an den Zürcher Rat. Manz, unehelicher Sohn des Zürcher Chorherrn Johannes Manz, war humanistisch gebildet. Damit gehörte er wie Simon Stumpf und Konrad Grebel (1498-1526), Sohn des Grüninger Landvogts Hans Jakob Grebel, zur intellektuellen Oberschicht der Kleinstadt.

Manz argumentiert in seiner Eingabe, der sog. Protestation, gleich wie Zwingli bei der Einführung der reformatorischen Predigt: Nur das Evangelium soll Richtschnur sein, keineswegs geht es um Aufruhr oder Opposition gegenüber der Obrigkeit. Manz hält fest, die biblischen Argumente für die Glaubenstaufe seien in den vorangehenden Gesprächen nicht gehört worden. Er versteht die Taufe ethisch: Der Täufling verpflichtet sich, als geretteter Mensch gänzlich neu leben zu wollen.

Die Kirche bildet sich aus denjenigen Menschen, die der Sündenvergebung entsprechend leben und vor Gott neu und rein sein wollen. Es ist ein Schlüsseltext der Täufer, wenn Manz formuliert: «Aus diesen Worten sehen wir klar, was die Taufe ist und wer getauft werden soll: Wenn jemand, bekehrt durch das Wort Gottes, sein <Gmuet> geändert hat und nun in einem neuen Leben wandeln will. Denn er ist dem alten Leben abgestorben, sein Herz ist beschnitten worden und allen Lastern abgestorben in Christus.»

Verkündigung, Glaube, Taufe

Die Protestation ist darum so wichtig, weil sie zweierlei zeigt: Erstens geht der Taufe die Bekeh-



Mit der Bibel unterwegs: Felix Manz.



Erster Zürcher Täufermartyrer: Am 5. Januar 1527 wurde Felix Manz gebunden und von einem Fischerhäuschen in die Limmat gerissen und ertränkt.

zung durch das Wort Gottes voraus. Diese ist nicht bloss ein Geistgeschehen, sondern Folge der Verkündigung: Das Evangelium erreicht das Herz des Menschen, spricht ihn frei und macht ihn durchsichtig für die Rettung durch Christus. Zweitens folgt die Taufe aufgrund des tiefen Wunsches, nun gemäss der erfahrenen Rettung leben zu wollen. Das Heil ruft zur Tat.

Für Zwingli war das nach seiner Taufschrift gerade umgekehrt: Die Wassertaufe geht dem Glauben voraus, getauft wird in den Raum der Kirche, in dem dann durch die Lebenspraxis auch der Glaube wachsen soll.

Ein anderer Kirchenbegriff

Deutlich zeigt sich hier die nicht mehr überwindbare Kluft zwischen zwei unterschiedlichen Begriffen von Kirche. Zwingli knüpfte mit den anderen Reformatoren am überlieferten Kirchenbegriff an, der seit dem Frühmittelalter galt: Die christliche Kirche ist die Summe und Gemeinschaft aller derer, die getauft sind. In dieser grossen Kirche ist nicht der einzelne Glaubensakt entscheidend, sondern die Zugehörigkeit. Wer - in den Augen Zwinglis und der weiteren Reformatoren - die persönliche Glaubensentscheidung zum Kriterium macht, geht das Risiko der «Absonderung» ein: eine Gruppe entschiedener Christen innerhalb oder gar ausserhalb der bestehenden Kirche.

Bilder:

Die kolorierten Federzeichnungen finden sich in Abschriften von Heinrich Bullingers Reformationsschöpfung (e-manuscripta.ch).

Für die Taufgesinnten war es gerade umgekehrt: Implizit verwarfen sie den bestehenden Kirchenbegriff als untauglich. (Es ging dabei noch nicht um die Frage des Verhältnisses von Kirche und Staat - dies wäre anachronistisch gedacht.)

Zentral ist die Rolle der Kirche, Felix Manz deutete darum die Taufe ethisch als Zeichen derer, «die sich besseren, ein new leben an sich nemend, den lasteren absterbend, mitt Christo begraben werden und mitt im in newung des lebens auß dem touff offerstand, getoufft sollen werden».

Ende 1524 waren die Überzeugungen derart gegensätzlich, dass die Gespräche im Januar 1525 nicht mehr viel ändern konnten. Die Eskalation liess sich nicht verhindern. Allerdings verging noch ein ganzes Jahr, bis es zu ersten langen Inhaftierungen im Wellenbergerturm und der Androhung der Todesstrafe kam. Ein verschenktes Jahr, das immerhin die Täufer dazu nutzten, ihr Netzwerk und ihre Vorstellungen einer neuen Gesellschaft und Sozialstruktur auszubilden.

Für Zwingli wie die Zürcher Obrigkeit war eine Gesellschaftsordnung, wie sie die Radikalen anstrebten, undenkbar. Zuviel stand für sie auf dem Spiel: der radikale Pazifismus, die Weigerung zu schwören, die Skepsis gegenüber Herrschaft und Obrigkeit, eine andere Kirche ohne die hergebrachten sichtbaren Strukturen. Das machte Angst; es hätte Zürich angreifbar gemacht.

Andererseits steuerte die Zürcher Kirche wenige Jahrzehnte später unter Heinrich Bullinger und seinen Nachfolgern geradewegs in einen expliziten Biblizismus hinein, bei dem die Obrigkeit über Sittenmandate die Bevölkerung kontrollierte und beeinflusste - vermutlich stärker, als es sich die Radikalen vorgestellt hätten.

Bullinger war überzeugt, dass mit Zürich quasi das neue Jerusalem, die Stadt auf dem Berg (Sacharja 8,3) entstanden war. Doch ein wichtiger Teil der erneuernden Kraft war damals bereits verloren gegangen. Das ist die tragische Seite des Bruchs von 1524/25. Der Saat der ersten Erneuerer wäre man besser mit weniger Misstrauen begegnet und hätte mehr auf das Wort und den heilenden Geist vertrauen sollen.